

Bemerkungen aus dem Off

**Glossen über den
(a-)synchronen Berufsalltag**

von Stefan Krause



STEFAN KRAUSE: „Bemerkungen aus dem Off –
Glossen aus dem (a-)synchronen Berufsalltag“

1. Auflage, September 2021, Periplaneta Berlin, Edition MundWerk

© 2021 Periplaneta - Verlag und Medien

Inh. Marion Alexa Müller, Bornholmer Str. 81a, 10439 Berlin

periplaneta.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Übersetzung, Vortrag und Übertragung,
Vertonung, Verfilmung, Vervielfältigung, Digitalisierung, kommerzielle
Verwertung

des Inhaltes, gleich welcher Art, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher
Genehmigung des Verlags.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind erfunden. Jegliche Ähnlichkeit
mit realen Personen oder Ereignissen wäre rein zufällig.

Korrekturat: Marion A. Müller

Foto des Autors (Cover): Sven Hasper

Cover, Satz & Layout: Thomas Manegold

Gedruckt und gebunden in Deutschland

Gedruckt auf FSC- und PEFC-zertifiziertem Werkdruckpapier

print ISBN: 978-3-95996-211-7

epub ISBN: 978-3-95996-212-4

Nein, früher war nicht alles besser – im Synchron und überhaupt. Aber man soll doch immer wissen, woher man kommt, damit man weiß, wo man steht und wo's lang geht.

STEFAN KRAUSE

Stefan Krause

**Bemerkungen
aus dem Off**

**Glossen aus dem (a-)synchronen
Berufsalltag**

periplaneta

Vorwort

„Die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen.“

OVID

In den letzten 13 Jahren, seit ich regelmäßig für den *NEWSLETTER* des *IVS*, später für die *UNSYNCBAR* und bis heute im *SCHAUSPIEGEL* meine Randbemerkungen unter dem Titel „Aus dem off...“ veröffentlichen darf, hat sich viel geändert in der deutschen Synchronlandschaft. Diverse technische Neuerungen haben unsere Arbeit verändert, oft verbessert, aber auch einige negative Auswirkungen verursacht.

Fast alle Menschen, die an einer Synchronisation beteiligt sind, erleben die Änderungen in ihren Tätigkeiten – technisch, inhaltlich, aber auch in den sozialen Zusammenhängen und menschlichen Belangen. Nicht zuletzt durch die Corona-Arbeitsbedingungen ist unsere Arbeit „steriler“ geworden. Aus Ateliergebäuden, die früher wie ein Bienenstock brummt, sind gut durchlüftete Tonaufnahmeanstalten geworden, die meisten Kantinen sind verschwunden und kollegiale Gespräche finden selten und dann überwiegend zwischen Tür und Angel statt.

Alle diese Dinge habe ich begleitet, beobachtet und mir Gedanken gemacht, die ich dann von Zeit zu Zeit aufgeschrieben habe. Einige Themen wiederholen sich, weil sie eben immer wieder auftauchen, auch wenn sie sich im Laufe der Jahre mehr oder weniger gewandelt haben: Der Konflikt zwischen Kunst und Kommerz, das Synchronstudio als Fließbandbetrieb, gute Texte vs. schlechte Texte, die Eitelkeit, die oft schmerzlich vermisste Solidarität, die mangelnde Anerkennung, kurzum: die Absurditäten unserer Arbeit und die Gründe, warum man diese Arbeit trotzdem noch lieben kann.

Ich habe einige Geschichten ausgewählt und überarbeitet, aber die ursprüngliche Chronologie ihres Erscheinens beibehalten. Nicht zuletzt, damit die Entwicklungen – auch dieser relativ kurzen Zeitspanne – sichtbar werden.

Im Anhang findet sich eine unbeeilderte Version des inzwischen vergriffenen *Synchron-ABC* (2012), in dem bei Bedarf exotische Begriffe wie *Schleife*, *Bandwechsel* oder *Perfo* nachgeschlagen werden können.

STEFAN KRAUSE
JUNI, 2021

Es war einmal ... im Synchronstudio

*„Man muss wissen, wo man herkommt,
um zu wissen, wo es hingeht!“*

JAPANISCHES SPRICHWORT

Muss man das tatsächlich? Ist es für unseren Job wichtig, sich an die Arbeitsbedingungen von „anno dazumal“ zu erinnern? Und sollen wir die jüngeren KollegInnen mit diesen Erinnerungen beglücken? Ich denke, es ist nicht falsch, vorausgesetzt, dabei geht es nicht um nostalgisches „Früher war alles besser!“ und die Verklärung der Synchron-Geschichte(n).

Bei Sonntagsreden aller Art wird ja gern auf die gute deutsche Synchronqualität, „die zu bewahren uns allen am Herzen liegt ...“, hingewiesen. Aber in den 70er Jahren war auch noch ein Tagespensum von 140 bis 160 Takes (mit „Schleifen“ aus echtem Filmmaterial) normal. Und so stand für einen Spielfilm auch noch eine durchschnittliche Drehzeit von acht bis zehn Tagen zur Verfügung. An der Takezahl-Schraube, die uns zu den heutigen „Taktzahlen“ gebracht hat, haben aber nicht nur die Firmen gedreht, sondern auch einige KollegInnen, die ohne Not das „Fließband“ schneller stellten. Die 200 waren schnell erreicht, die 300 noch in den 80ern „geknackt“ und für den aktuellen Rekord (pro Stunde / pro Tag) stehen sicher mehrere Kandidaten auf dem Treppchen.

Aber haben wir uns mit diesen Leistungsspitzen (durch Spitzenleistung!) mit Ruhm bekleckert oder eher doch ins eigene Fleisch geschnitten?

Denn, was gestern noch Branchen-Rekord war, wurde oftmals bald schon zum täglichen Mindest-Pensum. Immer mehr Takes, kürzere Drehzeiten („Das ist ein Fünf-Tage-Film!“) und es gab kaum jemand, dem diese Dynamik

aufgefallen ist. Denn seit den 60er Jahren sind die Autos („Vorsprung durch Technik“) ja auch im Schnitt doppelt so schnell geworden – warum nicht auch wir?

Und weil die Gagen im Zeitraum der letzten 40 Jahre nicht so toll gestiegen sind (von einigen kleinen Sprüngen abgesehen), haben wir eben über das „Mehr-an-Takes“ mehr Geld verdient. Aber das ist ja auch ein bisschen schöngerechnet: Wer *viel* zu tun hat, kann heutzutage fünf statt drei Jobs annehmen und durch diese intensiviertere Akkordarbeit incl. Fahrtkosten die nicht gestiegene Gage kompensieren. Wer jedoch *wenig* zu tun hat, für den sind 40 Takes heute eben *eine* anstatt wie früher *zwei* Stunden Arbeit (plus eine Stunde Freizeit!). Bleibt also die Frage: Wem nützt eigentlich die Verdoppelung des Arbeitspensums?

...

Schreibt eure Antwort auf oder malt mir ein Bild! Ich bin gespannt ...

Eigentoooooooooor!

Frage: Wann machen wir einen guten Job?

Antwort: Eigentlich nie!

Begründung:

a) Sind wir zu langsam, d.h. schaffen unser Pensum nicht, haben wir's einfach nicht drauf.

b) Sind wir genau in der Zeit, ist das eben leider nur Mittelmaß.

c) Sind wir schneller, als die Synchron-Polizei erlaubt, hat dadurch bestimmt die Qualität gelitten.

Ein komischer Widerspruch: Wir sollen schnell sein (und möglichst immer noch schneller werden), aber das Ergebnis dieser Jagd durch die Dispo wird gleichzeitig auch naserüpfend als „Fließband“ bezeichnet. Wobei natürlich große Unterschiede gemacht werden, ob es sich dabei um eine Billig-Serie oder „Großes Kino“ handelt ...

Und manchmal sprechen auch wir mit gespaltener Zunge, wenn wir die immer höheren Takezahlen beklagen, aber dann vor Ort das Tagwerk von über 300 Takes nur mit einem lapidaren „Das schaffen wir schon!“ kommentieren. Besser ist da nur noch der Appell an unsere Qualitäten, unseren Sportsgeist und – nicht zuletzt – unsere Eitelkeit: „Ihr seid doch so gut!“

Sind wir dann so gut gewesen, folgt das klassische „Na also, geht doch!“. So wurde und wird an der Take-Spirale gedreht – und wir drehen mit.

Dass heute der Take 777 so schnell nach dem Take 222 aufgerufen werden kann, dass wir noch nicht auf die Textseite geblättert haben, wenn er erscheint, zeigt ja wenigstens eine kleine Grenze nach oben auf.

Und vielleicht wollen wir auch mal fragen, worum es in der

Szene eigentlich geht, auch wenn das schrecklich aufhält?

Es ist nicht gleichbedeutend mit hoher Schauspielkunst, wenn ein Atmer (im Off!) 17-mal aufgenommen wird. Aber es ist auch nicht unsere Aufgabe als SchauspielerInnen, unsere Arbeit immer mehr als Leistungssport und unsere KollegInnen als KonkurrentInnen zu betrachten. Andernfalls sollten wir damit anfangen, über Doping-Kontrollen nachzudenken ...

Nachwuchs-Sorgen?

Zuweilen gewinnt man den Eindruck, dass der Nachwuchs an neuen KollegInnen weniger erwünscht ist als der an eigenen Sprösslingen. Dabei ist beides doch etwas ganz Natürliches. Für die persönliche Familienplanung gibt es ja vielfältige Mittel und Methoden, und man kann entscheiden, welche davon man anwendet – oder auch nicht!

Aber kann man Synchron-Nachwuchs erfolgreich „verhüten“? Abgesehen von wenigen Ausnahmen (*Das sind die KollegInnen, die irgendwie immer schon da waren!*) haben wir *alle* doch irgendwo angefangen, sind eingestiegen, im Ensemble mitgeschwommen, haben neben den „alten Hasen“ gestanden, haben Erfahrungen gesammelt, hingehört und hingeschaut – und immer wieder gelernt ...

Ist es vielleicht die „Krise“ und damit einhergehende Existenzängste, die uns manchmal scheel statt freundlich auf Neulinge im Atelier blicken lässt? Es kann ja sicherlich keine Überraschung sein, dass junge SchauspielerInnen auch in unserem „Revier“ arbeiten wollen. Vielleicht sollten wir uns erinnern, wie wir von den älteren KollegInnen empfangen wurden. Und jetzt sage bitte keiner: „Na, zu mir war ja ooch keener nett!“

Eine ganz andere Sache ist es, wenn der Nachwuchs (und hier ganz besonders der aus den diversen Synchronlehrgängen verschiedener Anbieter) mit schlechteren Gagen als preiswertere Alternative zu uns aufgebaut werden soll (*Diese Intention wird von den Produzenten vehement bestritten und ist deshalb selbstverständlich völlig unzutreffend!*). Um diese Art der Konkurrenz zu verhindern, müssen wir die „Neuen“ mit ins Boot nehmen, anstatt sie zu ignorieren. Und wir haben die

Gelegenheiten, mit ihnen zu reden – im Atelier, in der Kantine oder auf der nächsten Party.

Der Nachwuchs kommt, und er ist willkommen. Aber zur „Synchron-Familienplanung“ gehört natürlich auch Aufklärung – über Gagen und andere Geheimnisse. Und damit kann man nicht früh genug beginnen.